

Doris Rawak besteigt im amerikanischen Gliedstaat Massachusetts den Greyhound-Bus Nummer 11 und blickt sich um. Sie sucht keinen freien Sitzplatz. Sie interessiert sich vielmehr für die jungen Männer hier – und fragt sich, welcher ihr am besten gefällt. Ihr Blick fällt auf einen, der am Fenster sitzt. Auf Meinrad Ryffel, Schweizer Austauschschüler, die Reisetasche steht auf dem Nebensitz.

«Ist hier noch frei?», fragt sie, scheinbar beiläufig. Ryffel antwortet: «Ja», und räumt seine Tasche weg. Doris Rawak ahnt damals noch nicht, dass sie sich unsterblich in diesen Mann verlieben würde. Sie stammt aus Uruguay, ihre Eltern sind als jüdische Emigranten aus Nazideutschland geflohen. Hier, in den USA, steht sie kurz vor dem Ende ihres Austauschjahres.

In diesem Bus sucht sie eigentlich nur einen Compagnon, mit dem sie sich auf dieser Reise von Massachusetts nach Washington anfreunden könnte. Und mit dem sie eine gute Zeit verbringen würde.

Es ist das Jahr 1961: Rawak und Ryffel sind beide Austauschschüler des American Field Service – einer Organisation, die seit dem Zweiten Weltkrieg die internationale Völkerverständigung fördert. Das Highlight am Ende des Aufenthalts: ein Treffen mit dem damaligen US-Präsidenten John F. Kennedy im Garten des Weissen Hauses.

Für Doris Rawak und Meinrad Ryffel findet das wahre Highlight woanders statt. Nicht im Weissen Haus. Sondern auf einem Friedhof. Dort küssen sie sich das erste Mal, nach vielen Stunden nebeneinander im Bus.

Ein Flirt, denken beide. Eine Frau aus Uruguay und ein Schweizer, das kann keine Zukunft haben. Vor allem damals, als eine transatlantische Liebe noch unmöglich schien.

Heute sitzen sie am Tisch ihres Hauses in Bremgarten bei Bern. Im Hintergrund ticken mehrere Pendeluhr. Vor dem Paar liegen Fotoalben, Bilder in Schwarz-Weiss. Sie zeigen eine junge Frau und einen jungen Mann, umschlungen, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Doris Rawak, die nun Ryffel heisst, schaut ihren Mann an und denkt zurück an diesen Kuss auf dem Friedhof. Aber auch an den Abschied, der bald darauf folgte.

Sie: Wir haben geweint. Adressen ausgetauscht und geweint.

Er: Wir dachten nicht, dass wir uns jemals wiedersehen würden. Die Möglichkeit dazu war damals schlicht nicht vorhanden. Als ich nach Hause zurückgekehrt bin, war ich sehr niedergeschlagen.

Sie: Ich auch, ich habe ständig von «el Suizo» gesprochen. Und natürlich hatte ich trotzdem die Phantasie, dass wir uns vielleicht irgendwann wiedersehen würden.

Die beiden halten eine kleine Hoffnung am Leben: Sie schreiben sich Briefe, alle zwei Wochen. Doch der Atlantik bleibt der grosse, unüberwindbare Teich. Also nimmt der Alltag seinen Lauf. Meinrad studiert Medizin in der Schweiz. Doris studiert Medizin in Uruguay.

Bis zwei Jahre später etwas passiert, was die beiden auf einen Schlag näher zusammenbringt. Doris' Vater erhält 1964 eine Stelle als Psychiater in Deutschland – in jenem Land, aus dem er 1933 als Jude fliehen musste.

In Montevideo eröffnete er nach der Flucht eine Arztpraxis, doch seine alte Heimat hatte ihn nie losgelassen. Mehrmals reiste er nach dem Krieg zurück nach Deutschland.

Zu Hause spricht man Deutsch

Doris selbst wuchs in einem deutsch-jüdischen Umfeld auf. Auch ihre Mutter musste Nazideutschland verlassen; Doris' Grossmutter wurde im KZ Auschwitz ermordet. Der Vater bringt seiner Tochter schon früh bei: «Du musst lernen, lernen, lernen. Nur was du im Kopf hast, kann dir niemand nehmen.»

In Uruguay gibt es viele Menschen mit einer ähnlichen Geschichte. Jüdische Emigranten, die ebenfalls fliehen mussten. Das schweisst zusammen. Viele von ihnen werden zu Doris' erweiterter Familie. Die deutsche Kultur bleibt ein Teil ihrer Kindheit, ihre Eltern sprechen Deutsch mit ihr, sie antwortet auf Spa-



Doris und Meinrad Ryffel im Garten ihres Hauses in Bremgarten bei Bern.

«Eine Uruguayerin, und erst noch eine Jüdin: Das war des Guten zu viel»

Doris und Meinrad Ryffel haben sich als Austauschschüler in den USA verliebt. Dann mussten sie sich trennen. Ein Zufall brachte sie wieder zusammen.

VON FLORIAN SCHOOP (TEXT), ANNICK RAMP (BILDER)

«Meinrads Mutter war die Cousine von Friedrich Dürrenmatt. Sie war Germanistin und streng religiös.»

Doris Ryffel

nisch. Doch eines bleut der Vater seiner Tochter ein.

Sie: Er sagte immer: «Du bringst mir keinen Uruguayer ins Haus, überhaupt keinen Südamerikaner. Und schon gar keinen Deutschen. Es geht nur: ein Schwede, ein Norweger, ein Holländer – und zur Not auch ein Schweizer.» Daran habe ich mich gehalten. (Lacht.)

Wie kam es zu dieser Auswahl?

Sie: Das hatte damit zu tun, wie sich die Länder während der Nazizeit gegenüber den Juden verhalten haben. Deshalb tat es «zur Not» auch ein Schweizer ...

1964 lässt sich die Familie Rawak also in Deutschland nieder. Der Atlantik ist überwunden. Und schon bald passiert das, was eigentlich undenkbar war: Doris und Meinrad treffen sich wieder, in Darmstadt, im Stadtzentrum, beim Justus-Liebig-Denkmal.

Sie: Wir staunten einander an. Zwei Jahre, in dem Alter macht das schon etwas aus.

Er: In Amerika warst du ja fast zehn Kilo schwerer.

Sie: O ja, ich war damals schwerer, als ich es heute bin. Ich habe in Amerika viele Mars-Riegel und sol-



Ein Leben mit vielen Bildern: Die beiden haben ihre schönsten Momente in Fotoalben festgehalten.



Auch berufliche Interessen teilten der Kinderarzt und die Psychiaterin.

«Du wolltest eine gute Schweizerin werden. Und eine gute Schweizerin hat damals noch nicht gearbeitet.»

Meinrad Ryffel

ser gesagt: Sie will nicht zu sehr an sie denken. Denn sie hat Angst davor, Heimweh zu bekommen. Zurückkehren zu wollen. Deshalb hat sie das südamerikanische Land seit dem Wegzug nicht mehr besucht. Bis Anfang der 1980er Jahre.

Er: Ich sah damals eine Ankündigung eines Kinderärzte-Kongresses in Uruguay. Ich sagte zu Doris: Da müssen wir alle zusammen hingehen. Die ganze Familie. Also reisten wir nach Uruguay, drei Wochen, und es hat allen gut gefallen. Auch dir.
Sie: Mit dieser Reise ist wirklich eingetreten, wovor ich mich gefürchtet hatte. Es hat mir den Ärmel reingezogen. Ich habe meine Freunde von damals wiedergetroffen, auch die Freunde meiner Eltern. Die jüdischen Emigranten. Es war, als wäre ich nie weg gewesen.

Von nun an reist die Familie häufiger nach Uruguay. Das Ehepaar kauft sich eine Wohnung, und auch beruflich hat Doris Ryffel in ihrer alten Heimat immer mehr zu tun. Selbst hier hat sich herumgesprochen, womit sie sich als Psychiaterin in der Schweiz einen Namen gemacht hatte: ADHS bei Erwachsenen.

Das grosse Thema ADHS

Es ist ein Thema, welches das Ehepaar zusammenschweisst. Schon zu Beginn seiner Karriere als Kinderarzt behandelt Meinrad Ryffel ADHS-Kinder. Und schickt immer wieder betroffene Eltern zu Doris in die Praxis. Das gemeinsame Interesse an diesem Thema festigt ihre Beziehung weiter.

Doris Ryffel wird um die Jahrtausendwende zu einer Pionierin für ADHS bei Erwachsenen in der Schweiz. Sie besucht internationale Kongresse, meist mit ihrem Mann. Sie hält viele Vorträge. Und sie schreibt mehrere Bücher – aber sie merkt nicht, dass es zu viel wird.

Sie: Ich arbeitete in der Schweiz und in Uruguay.
Er: Eine Zeitlang hatten wir den Plan, nach der Pensionierung in Uruguay zu überwintern. 2006 kauften wir uns deshalb ein Sommerhaus.
Sie: Das wurde unser Schicksalshaus.

Warum?

Sie: In jenem Sommer hatte ich einen Herzinfarkt. Im Schicksalshaus habe ich dann die Rehabilitation gemacht. Die Ärzte in der Schweiz haben mir davon abgeraten. Aber es war für mich der beste Ort, um wieder auf die Beine zu kommen.
Er: Du hast danach deine Tätigkeit heruntergefahren. Ich später auch, nachdem man bei mir Darmkrebs diagnostiziert hatte. Zum Glück noch im richtigen Moment, ich konnte ihn ohne Chemo therapieren lassen.

In dieser Zeit wird Doris Ryffel künstlerisch wieder aktiver. Sie macht Collagen, Assemblagen, teils witzig, teils skurril, und viele davon haben mit ihrem beruflichen Lieblingsthema zu tun: ADHS.

Auch in ihrem Haus in Bremgarten hängen viele ihrer Bilder. «Gehen Sie mal auf die Toilette, da finden Sie noch mehr Kunst von mir», sagt Doris Ryffel und lächelt. Meinrad Ryffel holt derweil weitere Fotobücher hervor, stolz zeigt er Bilder von Ausstellungen seiner Frau.

Die Alben stapeln sich auf dem Tisch. Bilder von Collagen, aber auch Fotos von Kindern und Enkeln, von der Hochzeit – und natürlich von jener Reise, mit der alles begonnen hat: der Busfahrt von Massachusetts nach Washington. Eine Uruguayerin und ein Schweizer. Eine Lebensgeschichte, die es fast nie gegeben hätte. Zum Glück hat Meinrad Ryffel damals im Greyhound-Bus Nummer 11 seine Reisetasche weggenommen und den Nebensitz frei gemacht.

ALTE LIEBEN

In der Serie «Alte Lieben» erzählen Paare im hohen Alter, wie sie zueinander gefunden haben und wie sie es geschafft haben, zusammenzubleiben. Sind Sie selbst ein Paar über 75 Jahre, das uns seine Geschichte erzählen will? Schreiben Sie uns an gesellschaft@nzz.ch.

NZZ nzz.ch/gesellschaft

che Sachen gegessen. Ich ging auseinander wie ein Weggli. (Lacht.) Als ich nach Hause kam, setzte mich mein Vater sofort auf Diät. Er war ja Arzt, vom Medizinischen her war das ja auch richtig.

Das Äussere hat sich vielleicht verändert, doch etwas ist geblieben: die Zuneigung zueinander. Die beiden treffen sich immer wieder. In Basel, an Weihnachten in den Bergen. Sie studieren sogar zusammen, mal in Würzburg, mal in Wien. Und so langsam nervt es sie, dass sie nicht immer zusammen sein können.

Er: Wer damals nicht verheiratet war, durfte nicht einmal zusammen ein Hotelzimmer buchen. Wir mussten also immer zwei Zimmer reservieren. Das war teuer, vor allem damals, als Studenten. Deshalb habe ich manchmal nur eines gebucht.
Sie: Einmal habe ich mich im Schrank versteckt. (Lacht.)
Er: Dann kam die Wirtin, um zu kontrollieren.
Sie: Ja, unglaublich. Das kann man sich heute eigentlich gar nicht mehr vorstellen ...

In Wien verloben sich die beiden, heimlich. Bei einem Juwelier wählen sie Ringe aus – Ringe, die sie heute noch tragen. Dann gehen sie in ein schönes

Restaurant, um zu feiern. Nur sie zwei. Als die Familie später davon erfährt, sind nicht alle gleichermassen begeistert.

Sie: Meine Eltern freuten sich sehr und gratulierten uns. Aber von deiner Mutter kam ein sehr böser Brief.
Er: Sie warf uns vor, dass wir nichts gesagt hatten.
Sie: So etwas mache man nicht.
Er: Man müsse offiziell fragen, man müsse die Eltern um Erlaubnis bitten.
Sie: Meine Eltern arrangierten dann ein gemeinsames Treffen, um die Wogen zu glätten.

Wie lief dieses Treffen ab?

Sie: Unsere Väter verstanden sich prächtig. Doch mit den Müttern war es schwierig. Meinrads Mutter war eine Studierende, eine Germanistin. Meine Mutter aber musste mit 12 Jahren aus Deutschland fliehen. Sie hatte keine Möglichkeit zu studieren. Auch später nicht.

Wie war die Reaktion?

Sie: Meinrads Mutter sagte: «Was? Sie haben nicht studiert?»
Er: Das war nicht das Einzige, was sie gesagt hat.
Sie: O nein, sie hat noch so einiges gesagt. Unsere Beziehung war menschlich schwierig. Sie hatte Mühe mit

mir. Uruguay, das klinge nach Urwald. Und dann erst noch eine Jüdin. Das war des Guten zu viel.

Er: Meine Eltern waren viel konservativer.
Sie: Meinrads Mutter war die Cousine von Friedrich Dürrenmatt. Und Dürrenmatts Vater war Pfarrer, streng religiös, und so war deine Mutter auch.

Verhindern kann sie die Hochzeit nicht. Das Fest findet im kleinen Rahmen statt, in Gerzensee bei Thun. Danach zieht Doris Ryffel in die Schweiz. Zuerst nach Zürich, dann nach St. Gallen. In dieser Zeit kommt der erste Sohn zur Welt, Daniel.

Sie: Das war eine schwierige Zeit für mich. Allein zu sein, zu Hause, nicht arbeiten zu können.
Er: Du wolltest eine gute Schweizerin werden. Und eine gute Schweizerin hat damals noch nicht gearbeitet. Zum Glück wurdest du keine gute Schweizerin. (Schmunzelt.)
Sie: Einmal sasssen wir mit anderen Ärzten und ihren Frauen zusammen. Und dann platzte es aus mir heraus. Ich sagte: «Ich fange wieder an zu arbeiten.» Alle waren verwundert.

Die junge Familie zieht nach Bern. Dort setzt Doris Ryffel um, was sie sich vor-

genommen hat. Sie beginnt als Assistenzärztin in einer psychiatrischen Klinik. Währenddessen eröffnet Meinrad Ryffel eine Kinderarztpraxis. Eine herausfordernde Zeit, sie muss für ihren Facharzttitel hundert Prozent arbeiten. Und dann kommt auch noch das zweite Kind zur Welt, Michael. Arbeiten mit zwei kleinen Kindern, als Frau, das verstehen nicht alle.

Sie: Die Ärzte in der Klinik empfangen mich wohlwollend. Aber das Pflegepersonal wunderte sich. Sie sagten: «Was machst du hier? Du hast doch einen Mann mit einer Praxis. Du hast Kinder. Warum bist du nicht zu Hause?»
Er: Das war noch nicht normal.

Wie haben Sie die Betreuung der Kinder aufgeteilt?

Er: Ich war Teilzeit-Hausmann am früheren Vormittag, danach arbeitete ich bis abends in der Praxis. Für die Zeit dazwischen hatten wir eine Tagesmutter. Und Doris kam relativ früh zurück von der Klinik.
Sie: Es war zwar anstrengend, aber auch schön. Auch als unser Nachzügler David 1985 zur Welt kam.

Doris Ryffel wird Schweizerin, eine moderne Schweizerin. An ihre alte Heimat Uruguay denkt sie nur selten. Oder bes-